

Vielfältig diskriminiert

Rassismus äussert sich auf vielfältige Art und Weise. Er wird unterschiedlich erlebt. Menschen gehen unterschiedlich damit um. Kalt lässt die Diskriminierungserfahrung aber niemanden.



Gleich und ungleich – Rassismus und Homophobie in der Schweiz

Die Erfahrung von Ungleichheit hat mich schon sehr früh geprägt. Ich bin in Chur geboren, meine Eltern sind jedoch aus dem Balkan. Meine Mutter ist Serbin und mein Vater Kosovare – beide sind im Saisonierstatut in die Schweiz gekommen. Wenn meine Eltern heute von dieser Zeit sprechen, dann merke ich ihnen an, dass sie Narben davongetragen haben. Zum einen wegen der gesellschaftlichen Ausgrenzung – es ist unmöglich, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen, wenn mensch nach ein paar Monaten arbeiten wieder gehen muss. Zum anderen wegen der Objektifizierung – meine Eltern wurden nicht als Menschen angesehen, sondern als Arbeitskräfte, als entmenslichte Dinge, mit denen das Profitmachen einfacher ging. Oft heuerten Betriebe viele Saisoniers an, damit die Zeit, in der die Arbeitenden die Schweiz verlassen mussten, gestaffelt über-

brückt werden konnte. Diese Erfahrung hinterliess nicht nur Spuren in ihrer Seele, sondern auch in meiner.

Schon früh merkte ich, dass es ein «Wir» und ein «die Anderen» gab. Ich spürte – ohne dass ich es hätte benennen können –, dass die Gesellschaft, in der ich aufwuchs, in gleich und ungleich trennte. Und ebenso klar war mir, dass ich und meine Familie zu «den Anderen» gehörten. Als kleines Kind dachte ich, dass «Ausländer» ein Schimpfwort sei – und dass «Schweizer*innen» einfach die besseren Menschen wären. Wenn ich nach Rassismus gefragt werde, blitzen in mir viele kurze Erinnerungen auf. Bei der Wohnungssuche eine Absage mit der Begründung: «Wir wollen hier keine Jugos!». Nach meiner bestandenen Aufnahmeprüfung für das Gymnasium empörten sich Schweizer Eltern meiner Primarschule: «Dieser Balkanjunge hat es geschafft und meine Tochter nicht!». Auf Social Media schreiben mir wildfremde Menschen rassistische Todesdrohungen. Beim Einkaufen bin ich der einzige, der in der Warteschlange «beweisen» muss, dass er nichts geklaut hat. Menschen sprechen Hochdeutsch mit mir und sind ganz überrascht, wie gut mein Schweizerdeutsch ist. Ein Rassist, der mir an der Fasnacht eine Ohrfeige verpasst, weil er es nicht erträgt, dass ihm ein Jugo widerspricht.

Chancen erhielt ich vor allem dank gutmütiger Lehrpersonen. Immer

wenn ich daran denke, kommt zuerst Dankbarkeit in mir hoch, gefolgt von einer Wut, dass diese Chancen bei mir etwas Einzigartiges und bei vielen Schweizer Kindern einfach Normalität war.

In diese Rassismuserfahrungen mischte sich später auch Homophobie. Zuerst war ich selbst davon überzeugt, dass Homosexualität etwas Negatives sei und ich kam überhaupt nicht klar damit, als ich merkte, dass ich schwul bin. Ich begann, mich komplett selbst zu unterdrücken. Ich wurde der schärfste Beobachter meiner selbst und kontrollierte jede Kleinigkeit: was ich sage, wie ich gestikuliere, wie ich aussehe oder in welcher Tonhöhe ich spreche. Ich tat alles, um möglichst hetero zu wirken. Um meine Schauspielrolle als «Hetero-Pascal» zu perfektionieren. Meine ersten Gedanken am Morgen und die letzten am Abend waren gefüllt mit Angst und dem Wunsch, endlich ein Anderer sein zu können.

Inzwischen habe ich meine eigene Homophobie überwunden. Jene der Gesellschaft schlägt mir immer noch entgegen. Letztens war ich mit einer Mitstudentin unterwegs an eine queere Party. Hinter uns im Bus waren ein paar Jungs, die lautstark überlegten, ob sie mich, «diese Schwuchtel», an der nächsten Haltestelle ausnehmen sollten. Sie entschieden sich dann dage-



Pascal Pajic



Diese Sprache möchte ich nicht mehr sprechen

Seit Juni dieses Jahres sind viele Menschen in vielen Ländern auf die Strasse gegangen, um nach dem Mord an George Floyd gegen Rassismus zu protestieren. Sie haben ein klares Zeichen gesetzt, dass sie Rassismus nie dulden sondern dagegen kämpfen werden.

Und wie ist die Lage in der Schweiz? Ich lebe seit vielen Jahren hier und hatte Erlebnisse, aufgrund derer ich feststellen muss: Es gibt in der Schweiz einen latenten Rassismus. Und Rassismus ist auch nicht die einzige Form von Ausgrenzung. Menschen, die anders denken oder ihr Leben anders als von den Gesellschaften und Traditionen vorgeschrieben gestalten, sind oft von Diskriminierung und von Mobbing betroffen – zum Beispiel wegen ihres Alters, ihrer Gesundheit oder finanziellen Situation.

In der Schweiz bin ich persönlich oder beruflich sowohl auf

Hindernisse als auch auf wertvolle Unterstützung von vielen guten Menschen – letztere aus der Schweiz, Türkei, Kurdistan und anderen Ländern – gestossen. Ich wollte mich nicht aus der Bahn werfen lassen und bin mit Menschen, die an mich glaubten und mich unterstützten, in Kontakt geblieben, habe die Freundschaft zu ihnen gepflegt. Wenn ich jetzt beruflich – als Sprachlehrerin mit dem Bachelorabschluss in Germanistik und DaF, Masterstudentin in DaF – und gesundheitlich enorme Fortschritte erzielte, dann kann ich zu meiner Freude feststellen, dass es mir gelungen ist, meinen Weg zu finden.

Als ich 2003 in die Schweiz kam, ging es mir schlecht. Wegen Folter und Misshandlungen, die ich in der Türkei erlebt hatte, war ich schwer traumatisiert und physisch angeschlagen. Ich hörte vom Ambulatorium für Folter- und Kriegsoffer des SRK in Bern und war überzeugt davon, dass ich mit der Hilfe von dort therapeutisch und sozial wieder auf die Beine kommen könnte. Mein Schweizer Hausarzt meinte zuerst, ich hätte das nicht nötig und erst dank der Intervention meiner damaligen Rechtsberaterin vom HEKS in St. Gallen hat er mich überwiesen. Ich war dann lange in Behandlung und es hat mir sehr geholfen.

Wie ich geben sich die meisten hier lebenden Ausländer*innen enorme Mühe, sich in die schweizerische Gesellschaft zu integrieren, sei es beruflich, finanziell, kulturell und persönlich. Und oft sind genau sie vor allem im Berufsleben benachteiligt, obwohl sie einen Hochschulabschluss haben. Trotz Erwerb eines Diploms werden ihre Kompetenzen im Berufsleben wenig anerkannt, sondern in Frage gestellt, sei es von Chef*innen oder von Arbeitskolleg*innen. Viele werden schikaniert oder erleben Mobbing. Das löst das Gefühl aus: «Wir werden von den Schwei-

“ Als ich 2003 in die Schweiz kam, ging es mir schlecht wegen Folter und Misshandlungen, die ich in der Türkei erlebt hatte. ”

zer*innen niemals akzeptiert, egal welchen Beitrag wir hier leisten. Wir werden immer und ewig Ausländer bleiben«. Es sind Worte, die ich von vielen Freund*innen und Kollegen*innen höre, die sich gut in die schweizerische Gesellschaft integriert haben.

Ein junger Mann, der Ende 2019 in die Schweiz kam, hatte innerhalb von acht Monaten einen Deutschkurs (Niveau B2) abgeschlossen. Nun konnte er mit den Menschen gut auf Deutsch kommunizieren und war sehr motiviert, weiterzulernen. In nur wenigen Monaten aber hatte er in der Arbeitswelt und in seinem Alltag so schlechte Erfahrungen gemacht, dass er mir kürzlich sagte: «Diese [deutsche] Sprache möchte ich nicht mehr sprechen. Lieber will ich sie vergessen».

Özgül Dede



Mitentscheiden geht nicht konfliktfrei

Am 27. September dieses Jahres bin ich als erster Tibeter in das St.Galler Stadtparlament gewählt worden. Damit scheint eine Entwicklung ihren Abschluss gefunden zu haben, die mit der Ankunft meiner Eltern als Flüchtlinge in den 1970er Jahren begann. Und die Wahl wird viele Vertreter*innen der Mehrheitsgesellschaft


in ihrer Meinung bestätigen, wie superintegriert und angepasst die Tibeter*innen in der Schweiz sind.

So bin ich ein weiteres Mal in meinem Leben ein Beispiel für gelungene Integration. Dieser Mythos Tibet und die Erzählung über das spirituelle sowie anpassungsfähige Bergvolk der Tibeter*innen begleitet mich mein ganzes Leben lang. Situationen, in denen wir für unsere Integrationsleistung gelobt werden, sind für mich oft unangenehm. Denn oft ist diese Anerkennung mit abwertenden Vergleichen zu anderen Minderheiten, beispielsweise mit muslimischem Hintergrund, verbunden. Damit erfüllen wir Tibeter*innen die sehr veränderungsresistenten Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft in der Schweiz, wie eine gelingende Integration zu verlaufen hat: nämlich vor allem bitte harmonisch, die kulturelle Dominanz akzeptierend und sich ihr möglichst weitgehend anpassend.

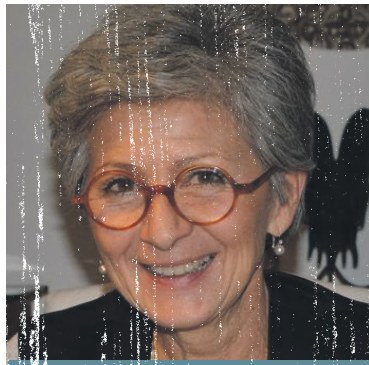
Doch was passiert, wenn die erfolgreichen Beispiele der Integration wirklich «am Tisch der Entscheidungen» sitzen und einen Teil vom Kuchen einfordern? Der Konflikt und Enttäuschungen sind vorprogrammiert. Die Metapher des Tisches stammt vom deutschen Integrationsforscher Aladin El-Mafaalani und unter dem Begriff des «Integrationsparadox» fasst er vereinfacht ausgedrückt die These zusammen, wonach mit erfolgreicher Integration und grösserer Teilhabe auch die Erwartungen von Minderheiten steigen und damit auch Verteilungs- und Interessenskonflikte zunehmen. Im Gegensatz dazu hätte sich die erste Generation der Einwanderer*innen mit dem «Katzentisch» begnügt und sich durch Fleiss und Anpassung ausgezeichnet. Für El-Mafaalani sind die zunehmenden Konflikte jedoch Ausdruck einer gelungenen Integrationspolitik.

“ Situa-
tionen, in
denen wir
für unsere
Integrations-
leistung
gelobt
werden, sind
für mich oft
unange-
nehm. ”

Die Debatte um Alltagsrassismus in der Schweiz erscheint in dem Sinne positiv, als dass hier Erwartungen von erfolgreich integrieren und selbstbewussten Minderheiten öffentlich formuliert werden, die auf unhinterfragte, rassistische Vorstellungen der Mehrheitsgesellschaft treffen.

Deshalb ist für mich die Forderung und das Erreichen einer besseren Vertretung von Minderheiten in Politik, Wirtschaft oder Verwaltung nicht das Ende der Integration, sondern erst der Anfang eines Prozesses, in dem es um das Hinterfragen und die Neuaushandlung von sozialen Positionen und Ressourcen sowie Privilegien in unserer Gesellschaft geht. Dass dies nicht geräuschlos erfolgt, versteht sich von selbst. 

Chompel Balok



Die lange Geschichte nicht ignorieren

Mein Name ist Catia und ich komme aus Florenz, wo ich meine ersten 12 Lebensjahre mit meinen Eltern verbracht habe. Im Jahr 1962 kam ich mit meiner Mutter nach Zürich, mein Vater war schon einige Monate zuvor mit einer Saisonierbewilligung gekommen. Er arbeitete als Schweisser auf Baustellen, meine Mutter in

“ Damit
begann
mein Leben
im Verbor-
genen. Ich
verbrachte
die nächsten
sechs Monate
versteckt in
einer Mans-
arde. ”


einer Fabrik. Wegen dem Saisonierstatut wurde ich eines der circa fünfzehntausend klandestinen Kindern, die einen Teil ihres Lebens versteckt in Zimmern oder Mansarden oder in Internaten an der Grenze verbrachten.

Meine ersten sechs Monate waren geprägt durch grosse Schulprobleme. Man steckte mich, obwohl ich schon Zwölf war, zusammen mit Neunjährigen in die vierte Primarklasse. Dies schmerzte mich. Dazu kamen die Sprachprobleme. Die Lehrerin ging auf meine Schwierigkeiten überhaupt nicht ein und die Knaben überschütteten mich nach der Schule mit den bekannten Schimpfwörtern für Italienerinnen. Nach sechs Monaten kam der berühmte Brief der Fremdenpolizei mit der Mitteilung, dass meine Bewilligung für einen «touristischen Aufent-

halt« abgelaufen sei und ich die Schweiz verlassen müsse. Damit begann mein Leben im Verborgenen. Ich verbrachte die nächsten sechs Monate versteckt in einer Mansarde. Ich durfte mich nicht dem Fenster nähern und kroch jedes Mal unters Bett oder in den Kasten, wenn jemand bei uns klingelte.

Während drei ganzer Jahre meiner Kindheit wechselten sich sechs Monate Schule und sechs Monate Verstecken ab. Meine Lebensgeschichte gleicht jener von sehr vielen Kindern welche zum Teil auch heute noch versteckt und ohne Bewilligung in der Schweiz leben. Schuld an diesen Zuständen sind fremdenfeindliche Gesetze wie das Saisonierstatut, welches bis 2002 in Kraft blieb. Dieses beraubte einen grossen Teil der Ausländer*innen des elementaren Rechts die eigenen Kinder heranwachsen zu sehen und ihnen eine Bildung zu geben, die einem zivilisierten und demokratischen Land entspricht.

Die zahlreichen fremdenfeindlichen Initiativen, welche in der Schweiz in den letzten 50 Jahren lanciert wurden, haben ein gutes Zusammenleben zwischen SchweizerInnen und AusländerInnen unterminiert. Sie haben die Integration verzögert und dafür gesorgt, dass diskriminierende Vorurteile weiterbestehen.

Heute ist es wichtig den Personen eine Stimme zu geben, welche diese grossen Ungerechtigkeiten erlitten haben. Wir müssen diesen dunklen, noch versteckten Teil der Schweizer Geschichte ans Tageslicht bringen. 

Catia Porri

“ J’ai passé la grande majorité de ma vie d’adulte à essayer de profiter un maximum de chaque jour tout en tentant d’atténuer ma douleur

”



«Je peux à nouveau respirer»

De la légèreté, de la liberté, de la souffrance et de l’espoir. Ce sont les sentiments qui m’animent, depuis depuis que j’ai parlé publiquement sur mes expériences dans « Heidi.news » en juin 2020 (www.heidi.news/geneva-solutions/like-george-floyd-i-m-scared-every-day-in-switzerland). Écrire ce texte portant le titre « comme George Floyd j’ai eu peur chaque jour », publier ma vérité, raconter mon quotidien et ma vie, m’a libérée d’une charge, d’un poids, à la fois émotionnel et physique, dont je ne mesurais pas l’immensité.

J’ai passé la grande majorité de ma vie d’adulte à essayer de profiter un maximum de chaque jour tout en tentant d’atténuer ma douleur, en m’impliquant dans un grand nombre de projets et en vivant à travers de nombreux excès pour compenser un manque d’amour. J’aime la créativité, j’aime l’entrepreneuriat, j’ai toujours eu besoin et envie de liberté, personnelle et professionnelle. J’ai eu autant de succès que d’échecs et je me suis même endettée. Je n’avais que ma réussite en tête, persuadée que ce serait le seul moyen

pour moi de vivre heureuse, libre et sereine.

C’est en écrivant, en me relisant et en analysant mon parcours, que je me suis rendue compte du traumatisme avec lequel je vivais, depuis tant d’années. La famille, celle dans laquelle j’ai été adoptée à l’âge de deux semaines, n’est pas en mesure de comprendre ce que je vis au quotidien, en Suisse et à l’étranger, car aucun d’entre eux n’a la peau Noire. Bien que mes parents viennent de deux communautés différentes, ils ont grandi avec un sens de la communauté à laquelle ils appartiennent, ce que je n’ai jamais vécu ni ressenti. Difficile de se construire sans modèle, sans amour, sans protection, sans que l’on vous dise que vous êtes suffisante comme vous êtes, que vous avez le droit d’exister, que vous êtes belle avec la couleur de peau et le corps que vous avez, alors que le monde extérieur vous donne le sentiment que vous n’existez même pas.

Lorsque mes parents se sont séparés, ma Mère s’est remariée avec un raciste et un alcoolique. Ce qui veut dire que les agressions que je pouvais entendre à l’extérieur de mon foyer, je les

subissais également chez moi, là où j’étais censée être en sécurité. J’en veux autant à ma Mère qu’au reste de ma famille de ne pas m’avoir défendue ; si les abus avaient été physiques au lieu d’être des abus verbaux et émotionnels, leur manque d’action se serait nommé de la non-assistance à personne en danger. J’ai donc décidé de me libérer de ma famille et bien que je me sente soulagée suite à cette décision, cela n’est pas facile à vivre au quotidien. Au-delà du sentiment de solitude et de l’appréhension des fêtes de fin d’année, il y a un stigmate autour de la personne qui souhaite se défaire de sa famille. On ne comprend pas, on doit longuement s’en justifier et si en plus de cela on a été adopté, on vous imagine ingrate et seule responsable de la situation.

Aujourd’hui, je vis dans une colocation avec deux amies d’une même famille, dont les liens entre elles et envers moi sont extrêmement bienveillants. Je dors mieux, j’ai moins mal au cœur et à mon âme. Je nage régulièrement, je prends soin de moi, ma famille sont les amis que j’ai choisis. J’ai vraiment l’impression de vivre une renaissance. Il va me falloir du temps pour me réparer et apprendre à m’aimer. Je ne sais pas de quoi mon avenir sera fait, parfois cela me fait peur. Dans tous les cas, je vis déjà une réussite, car j’ai l’impression que je peux à nouveau respirer.

Jacqueline Chelliah